

#AFFIDAMENTO

#CARE #SISTERHOOD #SYMBOLISCHEMUTTER

Wie stellt man Beziehungen her, für die es keine soziale und keine symbolische Repräsentation gibt? Bietet das Konzept der *Schwesterschaft* Möglichkeiten zur Etablierung einer weiblichen Genealogie, d.h. zu einer „vertikalen Dimension“ in der Vermittlung von Geschlecht (Irigaray 1991: 130)? Diese Fragen stellt sich das Frauenkollektiv *Libreria delle donne di Milano*, das in engem Austausch mit der Veroneser Philosophinnengruppe *Diotima* versucht herauszufinden, worauf hartnäckige Probleme, wie sie seit Jahrzehnten innerhalb weiblicher Kollektive auftreten, zurückzuführen sein könnten und wie eine mögliche Lösung für diese aussehen könnte.

Die in den Jahren zwischen 1966 und 1987 gesammelten Erfahrungen mit feministischen Gruppen bestätigten die Autorinnen und Betreiberinnen der Mailänder Buchhandlung zunächst in einer Einsicht: Es braucht Räume, in denen Frauen unter sich sein können. Doch immer wieder drohen diese Räume an dem Anspruch zu scheitern, eine kompensatorische, wenn nicht gar reparative Funktion erfüllen zu müssen: „[S]icher ist es keine Lösung, wenn Frauen ihre Beziehungen untereinander als Kompensation für die Ungerechtigkeiten betrachten, die sie in Beziehungen mit dem anderen Geschlecht erleiden“ (Libreria delle donne di Milano 1991: 144). Nun stellt ein solcher Anspruch nicht nur eine immense Belastung für eine Gruppe dar; er birgt auch die Gefahr, das Bewusstsein der real erlittenen Verletzung durch eine patriarchale Gesellschaft zum einzigen Stützpfeiler weiblicher Identifizierung werden zu lassen. „Aus unseren Beziehungen untereinander wissen wir, dass die Forderung zu unendlich groß ist, das Gefühl des Schadens so tief sitzt, dass es keine Genugtuung geben kann, es sei denn, sie bestünde gerade im Recht, ständig zu klagen“ (ebd.: 154). „In einer Gesellschaft, in deren Vorstellung die Beziehungen zwischen Frauen nicht existieren“ (ebd.: 172), herrscht eine gewisse Regellosigkeit in Bezug auf jene vermeintlich *natürlichen* Konstellationen, die als ebenso bedrohlich wie angenehm empfunden werden und in denen das eigene Leid offenbar grenzenlos ist. Nur die Andere scheint dieses potentiell Grenzenlose aufnehmen zu können. Der Gleichheitsanspruch innerhalb weiblicher Kollektive lähmt also vielmehr und verhindert die Formulierung und Verfolgung eines gewünschten Zieles. Das eigentliche Problem solcher

Gruppen, so die Mailänderinnen, bestehe in der Unfähigkeit, Ungleichheiten zwischen Frauen anzuerkennen oder gar zu kultivieren: „Das Gleichheitsdenken in unseren politischen Gruppen verhinderte, dass unsere Verschiedenheiten ihre symbolische Potenz entfalteten. Wenn der Mangel ausgeschlossen war, blieben unsere Verschiedenheiten ohne Wirkung, wie alle Dinge, die man jemandem, der kein Begehren hat, anbietet“ (ebd.: 132). Paradoxerweise ist es also der Mangel eines Mangels, der die Kollektivierung unmöglich macht.

——— Gestützt auf die psychoanalytischen und philosophischen Überlegungen Luce Irigarays und Luisa Muraros, schlussfolgern die *Donne*, dass nur die Anerkennung einer *symbolischen Mutter* aus der Sackgasse der *Schwesternschaft* führen könne. „Bildet Allianzen mit den Frauen, die ihr bewundert, beneidet, die euch faszinieren – und folgt ihrem Beispiel!“, so das Credo der Gruppe. Diese Art des Verhältnisses unter Frauen bekommt den Namen *affidamento*. Der Begriff leitet sich ab vom italienischen Verb *affidarsi*, was soviel bedeutet wie „sich anvertrauen“. Es handelt sich aber auch um einen juristischen Begriff: Um das *affidamento* streiten Eltern bei der Scheidung, entsprechend dem deutschen Sorgerecht.

——— Damit ist der Begriff potentiell ebenfalls anschlussfähig an einen aktuell immer dringlicher werdenden Diskurs von *Care*. Wenn etwa Margrit Brückner die Frage nach der (Selbst-)Sorge mit der Notwendigkeit zur „Ausbalancierung von Gleichheitsansprüchen und Ungleichheitskonstellationen“ (Brückner 2012: 10) beantwortet, so ist damit eine grundlegende Forderung an den Feminismus selbst beschrieben. Zugleich – und hier ist die psychoanalytische Dimension im juristischen Ursprung des Begriffs *affidamento* zu beachten – geht es um eine Hierarchie, wie sie traditionell in der Eltern-Kind-Beziehung angelegt ist. Dass die Mailänderinnen an dieser Stelle die Mutter ins Spiel bringen, mag auf zeitgenössische Leser*innen befremdlich wirken. Damit berühren sie jedoch genau den Kern des Problems. Da die Beziehung zwischen Mutter und Tochter keine symbolische ist, kann eine Bezugnahme auf diese nur als biologistisch oder essentialistisch verstanden werden (vgl. Casarino/Righi 2018), was wiederum dazu führt, dass deren Symbolisierung weiterhin aussteht. Tove Soiland spricht in diesem Zusammenhang mit Bezug auf Luce Irigaray von der „Gabe der Mutter“, mit der wir uns auch beim Thema *Care* konfrontiert sehen (Soiland 2016: 205). Denn das Sich-Anvertrauen verlangt einerseits, den Umstand einer grundlegenden Bezogenheit anzuerkennen (vgl. Conradi 2001) und andererseits, diese Bezogenheit aktiv zu suchen. Der ganze Komplex wiederum ist mit schwer auszuhaltenden Gefühlen beladen: „[D]ie Schuld kommt

deshalb ins Spiel, weil die Gabe, das, was eigentlich gemacht werden müsste, keine Sprache, keine gesellschaftliche Bedeutung, keine Existenz hat, wir aber alle darauf angewiesen sind“ (Soiland 2016: 210). Sich anzuvertrauen bedeutet demnach, nicht nur Dankbarkeit für diese Gabe zu artikulieren, sondern auch sich auszusetzen, denn „bedingungslose Anerkennung [wird] nie als positive Bewertung empfunden [...]. Unter Frauen ist oft das Bedürfnis nach Bestätigung stärker als das Begehren, und so wagen sie es nicht, sich mit ihrem Begehren dem Urteil anderer auszusetzen, denn sie haben das dunkle Gefühl, dass es jenseits der bedingungslosen Anerkennung nur Vernichtung und Tod gibt.“ (Libreria delle donne di Milano 1991: 172f.) Eine Position zwischen „bedingungslose[r] Anerkennung“ und „Vernichtung und Tod“ sowie zwischen Selbst- und Fürsorge zu finden, könnte also die Herausforderung an ein weibliches Kollektiv sein, das seinen einzigen Trost nicht aus der Gewissheit bezieht, dass alle das gleiche Leid erleben.

// Literaturverzeichnis

- Brückner, Margrit (2012): Selbstsorge im Spannungsfeld von ‚Care‘ und ‚Caritas‘. In: Jansen, Mechthild M. u.a. (Hg.), Selbstsorge als Thema in der (un)bezahlten Arbeit. Wiesbaden, Dinges & Frick, S. 9–29.
- Casarino, Cesare / Righi, Andrea (2018): Introduction: Another Mother, Another Introduction. In: Dies. (Hg.), Another Mother: Diotima and the Symbolic Order of Italian Feminism. Minneapolis, University of Minnesota Press, S. 1–30.
- Conradi, Elisabeth (2001): Take Care: Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt am Main, Campus.
- Irigaray, Luce (1991): Ethik der sexuellen Differenz. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Libreria delle donne di Milano (1991): Wie weibliche Freiheit entsteht: eine neue politische Praxis. Berlin, Orlanda Frauenverlag.
- Soiland, Tove (2016): Die mütterliche Gabe hat keine symbolische Existenz (Interview). In: Dolderer, Maya u.a. (Hg.), O Mother, Where Art Thou? (Queer-)feministische Perspektiven auf Mutterschaft und Mütterlichkeit. Münster, Dampfboot, S. 203–214.

// Angaben zur Autorin

Nadine Hartmann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Romanischen Seminar der Universität Siegen und hat zu Jacques Lacan, Georges Bataille, Luce Irigaray und Catherine Malabou veröffentlicht. Sie ist Mitbegründerin der feministischen Veranstaltungsreihe Spellbound, die Phänomene kollektiver Ansteckung und des Massenwahns untersucht.

// FKW wird gefördert durch das Mariann Steegmann Institut und Cultural Critique / Kulturanalyse in den Künsten ZHdK

Sigrid Adorf / Kerstin Brandes / Edith Futscher / Kathrin Heinz / Marietta Kesting / Julia Noah Munier / Mona Schieren / Kea Wienand / Anja Zimmermann // www.fkw-journal.de

// Lizenz

Der Text ist lizenziert unter der CC-BY-NC-ND Lizenz 4.0 International. Der Lizenzvertrag ist abrufbar unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de>

